

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **33 (1953-1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Das studium generale

Die gewaltigen Fortschritte vor allem im Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik im Verlaufe den 19. Jahrhunderts und die mit der Industrialisierung zusammenhängende Entfaltung und Verfeinerung der Technik haben zu einer ebenso bedeutenden Ausdehnung unseres Wissens in allen Lebensgebieten geführt, deren Verarbeitung höchste Anforderungen an die einzelnen Fachwissenschaften stellt. Das macht sich vor allem an den Universitäten und Technischen Hochschulen bemerkbar. Lehrern und Schülern gebietet es nicht nur an der notwendigen Muße, sondern auch an der geistigen Spannkraft, um sich, neben ihrem Fachstudium, mit den Fortschritten wissenschaftlichen Forschens in den übrigen Gebieten vertraut zu machen und ihre eigenen Ergebnisse in die Gesamtheit unseres Wissens einzuordnen. Umfassende allgemeine Bildung als Grundlage einer lebendigen und die Gesellschaft beherrschenden Kultur wird je länger je mehr das Privileg einer kleinen Elite. Während der letzten Jahre brach sich daher die Einsicht Bahn, daß durch diesen einseitigen, wenn auch noch so erfolgreichen fachwissenschaftlichen Betrieb unser Wissen zwar in ungeahnter Weise bereichert wurde, die allgemeine Bildung dagegen als notwendige Grundlage unserer Kultur immer mehr zurückging und damit unsere kulturellen Güter selbst bedroht werden.

Diese Erkenntnis führte zur Einsicht in die Notwendigkeit, im Gegensatz zur bestehenden Überschätzung des Fachwissens durch eine Reform des Unterrichtes der Pflege der allgemeinen Bildung wieder größere Aufmerksamkeit zu schenken. Unter dem Schlagwort Förderung des *studium generale* wurden eine Reihe von Vorschlägen zu entsprechenden Reformen und Ergänzungen der Lehrpläne gemacht. Dabei erkannte man, daß das Reformwerk schon bei der Mittelschule einzusetzen habe. Auch hier war die geistige Schulung, die Grundlage zu einem erfolgreichen akademischen Studium, durch das Bemühen, den sich beständig ausdehnenden Wissensstoff zu bewältigen, in zweite Linie gerückt worden.

Über die in den Vereinigten Staaten und in Deutschland gemachten Anstrengungen, dem *studium generale* wieder mehr Bedeutung zu verschaffen, orientiert uns *Eduard Fueter* in seiner auf einer guten Kenntnis der entsprechenden Literatur fußenden und das Problem sachkundig durchleuchtenden Schrift¹⁾.

In den Vereinigten Staaten gingen die Universitäten Harvard, Yale und Chicago wegleitend voran, indem sie eine Reihe von allgemein bildenden Vorlesungen und Übungen, verbunden mit mündlicher Aussprache zwischen Lehrer und Studenten, in den Lehrplan aufnahmen. Es sind Vorlesungen aus den Gebieten der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Soziologie, die nicht in erster Linie Wissen aus den betreffenden Disziplinen vermitteln wollen, sondern den Studenten in die Probleme dieser Gebiete einführen und ihn befähigen sollen, den Gang der weitem Entwicklung dieser Teilgebiete selbständig weiter zu verfolgen.

Ähnliche Erweiterungen des Lehrplanes zur Einführung des *studium generale* nahmen auch deutsche Hochschulen, wie etwa Tübingen, Freiburg i. Br., Marburg u. a., vor. Dabei wirkte eine Einsicht aus dem Erlebnis mit dem Nationalsozialismus bestimmend mit, die Erkenntnis nämlich, daß bis jetzt die deutschen Hochschulen wohl bedeutende Gelehrte und tüchtige Techniker, aber keine mit den Voraussetzungen zur Leitung eines Staatswesens vertraute und verantwortungs-

¹⁾ Eduard Fueter, Das *studium generale*. Referat gehalten auf Einladung des Berner Hochschuldozentenvereins an seiner Jahresversammlung 1952. Sonderdruck aus der «Schweizerischen Hochschulzeitung», Hefte 4 und 5, 1952. Leemann, Zürich 1953.

bewußte Staatsbürger herangebildet hatten. Staatsbürgerliche Schulung bildet daher ein wichtiges Anliegen der deutschen Hochschulreform.

Ein wichtiges Mittel zur Vermeidung einer einseitigen Fachbildung kommt weder in den amerikanischen noch in den deutschen Reformvorschlägen zur Geltung, die Forderung nämlich an den Fachlehrer, von der sichern Grundlage seines besondern Faches aus selbst immer wieder den Zusammenhang mit andern Wissensgebieten herzustellen und damit dem Studenten die Einheit aller Wissenschaft zum Bewußtsein zu bringen.

Über die Art und Weise der Durchführung der Reformpläne berichtet der Verfasser in anschaulicher und sachkundiger Weise. Seine Ausführungen sind gerade für den schweizerischen Leser von Interesse, weil auch bei uns die Einsicht von der Notwendigkeit einer Reform des Unterrichtes an den Mittel- und Hochschulen vorhanden ist.

Der Verfasser macht auch auf die Grenzen dieser Reformversuche und ihre negativen Seiten aufmerksam: Gefahr der Überlastung der ohnehin schon durch ihr Fachstudium fast übermäßig in Anspruch genommenen Studierenden, Abgleiten in bloße oberflächliche Vielwisserei, Überflutung der Hochschulen mit Studierenden ohne entsprechende Vermehrung des Lehrkörpers und damit Lockerung des persönlichen Kontaktes zwischen Lehrer und Schülern, Zunahme der Studierenden aus einem Milieu ohne lebendige Bildungsüberlieferung, Neigung der heutigen Studierenden, angesichts der Steigerung der Lebenskosten und der damit verbundenen Verteuerung des akademischen Studiums, sich durch ein reines «Brotstudium» in möglichst kurzer Zeit einen Ausweis für ihren Lebensberuf zu verschaffen.

Aber alle diese Schwierigkeiten dürfen von den Anstrengungen nicht abhalten, nicht bloß tüchtige Fachleute heranzubilden, sondern diese gleichzeitig zu allseitig gebildeten, verantwortungsbewußten Gliedern der Gesellschaft und damit zu Trägern und Mehrern unserer kulturellen Güter zu erziehen.

Hans Nabholz

Die Stellung des Akademikers in Gesellschaft und Beruf

Innerhalb der in den letzten Jahren kaum mehr unterbrochenen Diskussion um das wissenschaftliche, soziale und menschliche Schicksal des heutigen Akademikers stellt die Arbeit von *Rinaldo Andina: Die Stellung des Akademikers in Gesellschaft und Beruf* einen der wertvollsten Beiträge dar¹⁾.

In der doppelten Absicht, konkrete Unterlagen sowohl für die akademische Berufsberatung als auch zur Diskussion und Analyse des komplexen «Akademikerproblems» bereitzustellen, hat der Autor versucht, im Rahmen einer *Enquete* die Studien- und Lebensverhältnisse der Studierenden einer Fakultät, einer Universität und einer Zeitspanne soziologisch zu erfassen. Daß er dabei die Philosophische Fakultät I (Universität Zürich) zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, erscheint glücklich, ist doch gerade dieser vielgestaltige Sektor akademischer Ausbildung (Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Sprachwissenschaften und Literaturgeschichte, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften) geeignet, besonders reiche und eindruckliche Aufschlüsse über das «Akademikerproblem» zu vermitteln. Daß die berücksichtigte Zeitspanne von 1937—1947, d. h. die Zeit, während welcher der Zweite Weltkrieg die meisten Studienverhältnisse vor allem durch vermehrte Militärdienstleistung wesentlich beeinflusste, sich auch auf die Untersuchung nachteilig auswirkte, ist wohl zu bedauern, war jedoch unvermeidlich, wollte der Autor den Ansprüchen einer möglichst gegenwärtigen Dokumentation genügen.

Dieser Befragung der «akademischen Meinung» war ein voller Erfolg beschieden. Mehr als drei Viertel der 325 Doktoranden (und keineswegs etwa nur die «Erfolgreichen», befinden sich doch unter den an der Enquête Desinteressierten, z. B. Redaktoren, Verleger, Privatdozenten, Mittelschul-Hauptlehrer, Radio-mitarbeiter, Kaufleute, Sekretärinnen und Hausfrauen), haben den außerordent-

¹⁾ Rinaldo Andina: Die Stellung des Akademikers in Gesellschaft und Beruf. Band 4 der Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie. Regio-Verlag, Zürich 1952.

lich differenzierten Fragebogen ausgefüllt: ihre Antworten bilden die Grundlage des vorliegenden Buches und machen es gleichzeitig zu einem lebensnahen Dokument.

Mannigfaltig sind die Gründe, die den Maturanden zur Immatrikulation an der Philosophischen Fakultät I bewegen, groß die Erwartungen, die an das Studium geknüpft werden. Die Universität ist zu einer Bildungsstätte für alle Bevölkerungsschichten geworden: Juristen, Theologen, Lehrer, Ingenieure, Industrielle, Kaufleute, Handwerker, Landwirte, Beamte und Arbeiter schicken ihre Kinder an die Hochschule; bedeutet dies für die einen die Fortsetzung einer Tradition, ist es für andere Weg und Mittel zum sozialen Aufstieg. An die Studiererwartungen schließen sich die Berufshoffnungen, die mit einem erfolgreichen Studienabschluß verbunden werden, und bitter sind oft die Enttäuschungen, die den Akademiker im beruflichen und gesellschaftlichen Leben treffen. Nur gut ein Drittel aller befragten Doktoren sind — rückschauend — von ihrem Studium voll befriedigt und würden es unbedingt wieder empfehlen. Viele, die Phil. I wählten, im Drang nach einer allgemeinen, umfassenden geisteswissenschaftlichen Bildung, sahen sich schon früh in das Fach- und Spezialstudium einer Fakultät gezwängt, die trotz aller gegenteiligen Bestrebung immer mehr Berufsschule, d. h. Vorbereitungsinstitution zum Höheren Lehramt, wird. Manche, die glaubten, mit dem Dokortitel als Empfehlung gingen bald die Türen zu Amt und Würden, gesellschaftlicher Bedeutung und wirtschaftlichem Erfolg auf, sahen sich in der Folge, gezwungen durch die wirtschaftliche Realität, in Berufe abgedrängt, die sie heute weder geistig noch materiell voll befriedigen. Daneben auch erfreulich zahlreich die Antworten derjenigen, die in Studium *und* Beruf Erfüllung gefunden haben.

Das Studium verlangt große persönliche Opfer. Es ist bedeutend länger geworden und erstreckt sich im Durchschnitt über 11 $\frac{1}{2}$ Semester (durchschnittliche Verzögerung durch Militärdienst 1,4 Semester). Erst mit ca. 34 Jahren kann in der Regel der Dr. phil. I an die Gründung einer eigenen Familie denken, was indirekt auf die beruflich-wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach Abschluß des Studiums hinweist. Manche können sich und ihre Familie nur unter Beschränkung auf das materiell Notwendigste durchbringen. Vielleicht ist es gerade die wirtschaftliche Seite, die dazu führt, daß sich viele der Befragten vom öffentlichen und politischen Leben absondern («Das Leben wird von andern Leuten geprägt»). Andina kommt hier zu einem aufsehenerregenden Ergebnis: nur 12 der Befragten betätigen sich politisch, zwei davon parlamentarisch! «Die Elite, die in unserer Gesellschaft führend ist, wird von andern Leuten als von Philosophen, Philologen und Historikern gebildet...», kommentiert der Autor diese bedenkliche Situation.

Es kann hier nicht auf alle Ergebnisse dieser reichen Arbeit eingetreten werden. Andina hat Wichtigstes zu den Problemen der Hoch- und Mittelschulreform, dem sogenannten Akademikerüberfluß, dem Hilfslehrerproblem an unseren Mittelschulen und der Notwendigkeit einer akademischen Berufsberatung zu sagen. Was uns an seiner Arbeitsweise besonders sympathisch berührt, ist die überaus sorgfältige und verantwortungsbewußte Interpretation des Materials; viele der gestellten, doch statistisch ungenügend beantworteten Fragen werden nicht berücksichtigt, und in keinem Augenblick hat der Leser den Eindruck, die hier dargestellte «akademische Meinung» sei forciert. Sie wird in aller zukünftigen Diskussion nicht übergangen werden können.

Max Gubler

Zur deutschen Geschichte in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Bismarck erklärte wiederholt, selbst der Herrscher könne den Strom der Weltgeschichte nicht bestimmen; nur auf dem Strom könne man das Staatsschiff steuern, wenn man sorgfältig auf den Kompaß der *salus publica* blicke. In seinem neuesten Buch «Um das Geschichtsbild» (Glaube und Forschung, Veröffentlichungen der Evangelischen Forschungs-Akademie Christophorus-Stift in Hemer, Westfalen, Freizeiten-Verlag Gladbeck 1953) zeigt Wilhelm Schüßler überzeugend, wie Bismarcks

Wirken nur auf dem Erbe der deutschen Geschichte und besonders der entscheidungsvollen Jahre von 1848/50 verstanden werden könne. Das Bismarck-Problem, auf das wir in einer spätern Sammelbesprechung ausführlich eintreten möchten, ist also nur verständlich, wenn wir uns vorerst den Problemen der deutschen Geschichte um die Jahrhundertmitte zuwenden. Drei Publikationen geben uns Anlaß dazu ¹⁾.

Stadelmann, der früh verstorbene bedeutende Tübinger Historiker, spürt zunächst den sozialen und psychologischen Ursachen der Revolution nach. In Deutschland könne vor den 60er Jahren noch nicht von einem Industrieproletariat gesprochen werden, Träger der Revolution seien vor allem die Gesellen aus dem Handwerkerstand, die fürchteten, in den Stand der Fabrikarbeiter hinunterzusinken. Die Lehren der französischen Sozialisten und ihres deutschen Interpreten Lorenz von Stein hätten aber mehr zur Erkenntnis beigetragen, daß ein Proletariat entstehen werde, als die realen Verhältnisse (S. 20). Die Bauernbefreiung in Preußen habe eine durchgreifende Gesundung gebracht. Nur in Schlesien herrschten schlechte Verhältnisse. Eigentliche Ursache der Revolution sei eine Vertrauenskrise gewesen, eine verspätete Abrechnung des Bürgertums mit dem nach der napoleonischen Zeit noch fortbestehenden Feudalismus und fürstlichen Absolutismus, wesentlich dank der ideologischen Vorbereitung durch die liberale Ideenwelt. Wie tief das aber etwa ging, zeigt die amüsante Anekdote, viele brave Berliner hätten unter Preßfreiheit verstanden, nicht mehr zu Steuern gepreßt zu werden. So blieb Berlin durchaus monarchistisch, und die in den Märztagen aufbrechende Feindseligkeit gegen das Militär war eine vorübergehende Erscheinung. In Preußen schlossen sich die Konservativen zuerst zu einer straff organisierten Partei zusammen. Dieser «Mittelpunkt der politischen Willensbildung», durch «den Kreis der pommerschen Pietisten geistig bestimmt, von der Kamarilla am Hof gelenkt und von den Junkern zu ihren Zwecken ausgenutzt, aber doch von einer tiefen patriarchalischen Grundstimmung im norddeutschen Landvolk getragen» (S. 94), brachte die Revolution zum Scheitern, anerkannte aber die konstitutionelle Monarchie, die für den wirtschaftlichen und persönlichen, vor allem den geistigen Lebensbereich große liberale Errungenschaften brachte. In der Haltung des Landvolkes liegt m. E. der Kern der Dinge. In Preußen lebten noch $\frac{4}{5}$ der Bevölkerung in der Landwirtschaft (S. 22). Eine Revolution des Volkes der Gesellen und Literaten gegen das Volk der Bauern und Kleinbürger konnte nicht durchdringen. Dann aber dürfen nicht einfach die Agrarier als Reaktionäre verurteilt werden, die nur ihren Interessen dienten. Sie verkörperten noch das gesunde Gefüge in Staat und Gesellschaft.

In der Frage der deutschen Einigung zeigen *Stadelmann* und *Mommsen* mit großer Klarheit die Chancen und das tragische Scheitern. Zu Beginn der Revolution, im Sommer 1848 noch, hätte die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt in kluger Abwägung der realen Kräfte vielleicht durchdringen können. Da sie aber glaubte, der österreichische Kaiserstaat werde auseinanderfallen, ging sie einen Schritt zu weit. Sie beschloß Ende Oktober 1848 die ersten Artikel der Reichsverfassung, die bestimmten, daß alle Gebiete des bisherigen deutschen Bundes zum Reiche gehören sollten, also auch die österreichischen Erblande und Böhmen, daß diese aber nur in Personalunion mit nichtdeutschen Gebieten verbunden sein dürften, also mit den ungarischen, italienischen, galizischen Provinzen der Donaumonarchie. Heinrich von Gagern, der gemäßigt Liberale, der hervorragende Präsident, sah allein in der gesamtdeutschen Frage realistisch: Er wollte einen engeren Bund des nicht österreichischen Deutschland und einen weiteren Bund dieses Staates mit dem österreichischen Gesamtstaat. Diese Lösung hätte den Bruch zwischen Frankfurt und Wien vermieden. Am 27. November 1848 erklärte näm-

¹⁾ Siegfried A. Kaehler, *Vorurteile und Tatsachen. Drei geschichtliche Vorträge.* (Hier der 3.: Die deutsche Revolution von 1848 und die europäischen Mächte). Verlag der Bücherstube Fritz Seifert, Hameln 1949. — Wilhelm Mommsen, *Größe und Versagen des deutschen Bürgertums. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1848—1849.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1949. — Rudolf Stadelmann, *Soziale und politische Revolution von 1848.* Münchner Verlag (bisher F. Bruckmann Verlag), 1948.

lich der neue Lenker Österreichs, Fürst Felix Schwarzenberg, Österreich-Ungarns Fortbestand als staatliche Einheit sei ein deutsches und ein europäisches Bedürfnis. Das war die Kriegserklärung an die Paulskirche. Daran scheiterte in erster Linie die deutsche Einigung, nicht erst an der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. im März 1849; denn jetzt kam die Lösung Gagerns zu spät, sie hätte den Kampf Preußens gegen Österreich bedeutet, den Preußen aus militärischen und aus außenpolitischen Gründen nicht wagen konnte.

Letztere sind das dritte Zentralproblem der 48er Zeit. *Stadelmann* glaubt mit Veit Valentin, eine gemäßigte Lösung wäre ohne Kampf gegen die europäischen Mächte möglich gewesen, England hätte ihr sein Wohlwollen geschenkt. Gerade dieses Maßhalten wurde aber erst 1849 sichtbar. Wie *Kaehler* nun in unerhittlicher Schärfe zeigt, hatten gerade liberale Stimmen zu viel gewollt, nämlich die Befreiung Schleswig-Holsteins ohne Rücksicht auf den Einspruch Englands und Rußlands, die Befreiung Polens, ja geradezu den Krieg gegen das autokratische Rußland, «ein phantasiervoller Vorschlag unerfahrener Katastrophenpolitik» (*Kaehler* S. 70). Und Schwarzenberg hatte den Plan nicht verschwiegen, ein mitteleuropäisches Siebzig-Millionenreich zu schaffen. So hatten denn schon Marcks, Meinecke, Schnabel und Alexander Scharff gezeigt, daß eine so umfassende «deutsche Einigung» zum Kampf der Mitte gegen die andern europäischen Großmächte geführt hätte. *Mommsen* stimmt dieser Auffassung zu, *Kaehler* vertieft diese Einsicht und begründet sie schärfer als die andern vor ihm. England, Rußland und Frankreich, auf so verschiedenem «ideologischen» Boden sie auch standen, intervenierten denn auch aus reiner Interessenpolitik gemeinsam gegen die zu rasch vorprellende deutsche Politik in Schleswig-Holstein. So kann denn *Kaehler* zum Schluß mit großem Recht den englischen Historiker L. B. Namier und den zur Hitlerzeit in Chicago wirkenden deutschen Historiker Hans Rothfels zitieren, die bezeugen, daß nur die Politik Bismarcks in ihrer maßvollen Begrenzung eine nationale Einigung Deutschlands heraufführen konnte.

Leonhard v. Muralt

Carlo Sforzas Außenpolitik

Kurz vor seinem Tode hat Sforza noch Zeit gefunden, das vorliegende Buch zusammenzustellen¹⁾. Es sind in erster Linie Dokumente — z. T. unveröffentlichte — wie Reden auf internationalen Konferenzen oder vor dem Parlament, Interviews oder Briefe an Gesandte und Politiker.

Der Band beginnt mit der Ernennung Sforzas zum Außenminister und umfaßt die Jahre 1947—1951; die besonders interessante Periode 1943—1947 — von der Kapitulation bis zum Friedensvertrag — fällt daher leider ganz aus, obschon Sforza auch in jenen Jahren an der Führung der italienischen Außenpolitik maßgeblich beteiligt war. Der Friedensvertrag von 1947 bildet so den Ausgangspunkt, wobei Sforza die Unterzeichnung durch De Gasperi und ihn energisch verteidigt. Trotz den drückenden Bestimmungen beendigte er die Besatzungszeit und ließ die politische Neuorientierung beginnen. Sforza gelingt es in kurzer Zeit — durch die weltpolitische Lage allerdings außerordentlich begünstigt —, Italien zur völlig gleichberechtigten Nation zu erheben und in das Spiel der großen Politik einzufügen. Europarat, Atlantikpakt und Schumanplan zeugen davon. Gute Beziehungen zu Frankreich und England sind ihm besonders wichtig, obschon die schwierige und vieldiskutierte Frage der Kolonien manche Reibungsflächen bietet. Sforza knüpft an seine Politik der 20er Jahre an; Triest-Problem und die Satellitenstaaten stehen allerdings einer wirtschaftlichen und politischen Einflußnahme im Balkan entgegen. Sforza gehört zu den «Aktivisten» einer europäischen Einigung, die er nie aus den Augen verliert. Er unterstützt die Politik Schumans und ist mit ihm befreundet. In einem Zusammenschluß sieht er die einzige Möglichkeit einer europäischen Sanierung und darüber hinaus den Weg für die Lösung spezifisch italienischer Probleme (wie z. B. der Bevölkerungsüberfluß).

¹⁾ Carlo Sforza, Cinque anni a Palazzo Chigi, la politica estera italiana dal 1947 al 1951. Roma, Atalante 1952.

Sforza ist von Links- wie Rechts-Extremisten ständig angefeindet worden, und sein Buch trägt daher stark den Stempel einer Rechtfertigung, ja selbst der Polemik. Uns Außenstehenden allerdings mußten die Richtigkeit von Sforzas Außenpolitik und sein italienischer Patriotismus nicht erst nachgewiesen werden. Für uns steht ja seit langem fest: Carlo Sforza gehört zu den bedeutendsten Italienern und Europäern unserer Zeit.

Rudolf v. Albertini

Krieg im Wandel des Völkerrechtes

In der Schriftreihe *Völkerrecht und Politik* gibt Professor Dr. Hans Wehberg, der seit Jahren an der Spitze der völkerrechtlich wertvollen Zeitschrift «Die Friedenswarte» steht, einen Überblick über *die Wandlung des Krieges und die Eroberung im Völkerrecht*¹⁾. In einer kaum mehr als 100 Seiten umfassenden Darstellung wird in bestechender Weise eines der Kernprobleme des Völkerrechtes behandelt. Unbeschränkte Gewalt ist auf die Dauer mit keinem Rechtssystem vereinbar. Das führte im Mittelalter zu der theoretischen Einschränkung der Gewaltanwendung in der Form des *bellum justum*. Der Verfasser weist diese begriffliche Bestimmung aus dem Gebiete des Rechtes in jenes der Theologie. Mit allem Nachdruck lehnt er die Auffassung, der Krieg sei ein extralegales Ereignis, ab. Bis zum ersten Weltkrieg handelte es sich im wesentlichen darum, durch völkerrechtliche Abmachungen den Krieg zu humanisieren. Der Krieg ergab sich im übrigen ohne wesentliche rechtliche Einschränkung als eine Folge der Souveränität der Staaten. Über das Porterabkommen und die Bryan-Verträge führt der Verfasser zu einer tiefeschürfenden Analyse der Bestimmungen des *Völkerbundesvertrages*, welcher am Grundsatz, wonach der Krieg als ein Mittel der Übertragung internationaler Konflikte zulässig war, nichts änderte, wohl aber den Krieg als rechtswidrig bezeichnete, welcher im Widerspruch zu gewissen Bestimmungen des *Völkerbundesvertrages* stand.

Mit Recht weist Wehberg darauf, daß der Kellogg-Pakt vom 27. August 1928 das erste Dokument ist, welches den Bruch mit der klassischen Lehre von den *justi hostes* vollzieht. Es soll fortan, abgesehen vom Verteidigungskrieg, lediglich der von der Staatengemeinschaft beschlossene Krieg gegen einen Rechtsbrecher als zulässig betrachtet werden. Mißbrauch der Selbstverteidigung stelle eine Verletzung dieses Paktes dar. Aber es fehlen im Kellogg-Pakt Sanktionsbestimmungen.

Die *Charta der Vereinigten Nationen* ging in doppelter Richtung einen Schritt weiter: Das allgemeine Kriegsverbot wird durch Sanktionen verstärkt und durch eine Organisation zu deren Durchführung ergänzt. Aber durch das Vetorecht der ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates — nach Art 27 — wird das Verbot der Gewaltanwendung auch diesmal, wie im Kellogg-Pakt, zu einer *lex imperfecta*. Vom Verbot der Gewaltanwendung gibt es 3 Ausnahmen: 1. Die Anwendung von Zwangsmaßnahmen auf Grund einer Entscheidung des Sicherheitsrates bzw. einer Empfehlung der Generalversammlung. 2. Das in Art. 51 vorgesehene «Naturrecht» bei individueller oder kollektiver Selbstverteidigung, und 3. Die vorbehaltlose Befugnis zur Anwendung von Zwangsmaßnahmen gegen früher feindliche Staaten.

Die begriffliche Abgrenzung der Gewaltanwendung ist im Zeitalter der ideologischen Spaltung der Welt von besonderer Bedeutung. Der Bürgerkrieg fällt nicht unter das Verbot. Wie weit ist Schaffung einer fünften Kolonne unerlaubte Gewaltanwendung? Wir nähern uns mit diesen Fragen dem komplexen Begriff des «Kalten Krieges».

In logisch einwandfreier Weise lehnt der Verfasser — der Stimson-Doktrin folgend — die durch rechtswidrige Gewaltanwendung erreichte Änderung der

¹⁾ Hans Wehberg: *Krieg und Eroberung im Wandel des Völkerrechtes*. Bd. 1 der Schriftenreihe «Völkerrecht und Politik», herausgegeben von Prof. Dr. Walther Schätzel, Direktor des Institutes für internationales Recht und Politik an der Universität Bonn, und Prof. Dr. Hans Wehberg, Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales, Genf. Verlag Alfred Metzner, Frankfurt a. M. und Berlin 1953.

Territorialverhältnisse (Annexion) ab. Damit ist exemplifikativ nur eine Konsequenz behandelt — es dürfte deren eine interessante Reihe geben —, welche sich aus der neusten Rechtsentwicklung ergeben.

Knappe Zusammenfassung des Materials, die Sauberkeit logischer Gedankenführung und Bekenntniskraft der Gesinnung machen diesen Band wertvoll. Allerdings liegt auf ihm ein Problem größter Tragweite: Steht der Rechtsverwirklichung nicht die ungebrochene Kraft der staatlichen Souveränität des Rechtsbrechers entgegen. Die Frage, wie der Koreakrieg endgültig liquidiert wird, kann zum großen Prüfstein unserer Jahre werden auf dem Gebiete des Völkerrechtes.

Wir sind uns bewußt, mit diesem Hinweis von der Lehre des Rechts in das Gebiet der Politik abgeglitten zu sein.

Karl Brunner

Zur Geschichte des zweiten Weltkrieges

Eine umfassende Darstellung des zweiten Weltkrieges zu schreiben, dürfte in unserer Generation kaum möglich sein. Wir müssen uns vorläufig mit Einzeldarstellungen begnügen, die sich auf einzelne Kriegsschauplätze beschränken. Die russische Front steht dabei für den Kontinentaleuropäer im Vordergrund des Interesses. Die Ereignisse dieses Operationsgebietes haben unser Geschick auf Generationen hinaus bestimmt. Oberst *Léderrey* hat uns eine Gesamtdarstellung gegeben, die jedem, der sich mit den militärischen Ereignissen an der Ostfront befassen will, eine wertvolle Hilfe sein wird¹⁾. In knapper Form werden die Hauptoperationen dargestellt; damit treten die inneren Zusammenhänge besonders deutlich hervor. Die zahlreichen Kartenskizzen erleichtern dem Leser das Verständnis. Zu Beginn jedes Abschnittes gibt der Verfasser einleitend einen Überblick über die Gesamtlage in jenem Zeitpunkt. Eine kritische Würdigung der Geschehnisse, mit der jeder Zeitabschnitt abgeschlossen wird, verhindert, daß der Leser sich in den Einzelheiten verliert. Der Verfasser selbst aber weist in seinem Vorwort darauf hin, daß eine solche Gesamtübersicht nicht alle die unendlichen Kräfte, die da am Werke waren, erfassen kann.

Es ist ja gerade eine Eigenart dieses Krieges, der mit enormen materiellen Mitteln ausgekämpft wurde, daß sich in ihm Gewalten äußerten, die verstandesmäßig kaum erfaßt werden können. Der riesige russische Raum löste die Massenhöhe auf. Der Mensch selbst war wieder auf sich allein gestellt; die Technik war der Natur nicht gewachsen. Der Einzelne mußte, wie seine Vorfahren in der Urzeit, mit den ihm eigenen Kräften sich der Naturgewalten erwehren. Dies ist der Grundzug, den wir aus fast allen Einzelschilderungen erkennen können. So sehr sie sonst voneinander verschieden sein mögen, so ist ihnen allen ein abenteuerhafter Grundzug gemeinsam.

Curt Hohoff erzählt uns die Erlebnisse eines jungen Deutschen, der zuerst als Unteroffizier und später als Offizier einen großen Teil des russischen Krieges mitmachte²⁾. Obwohl dieses Buch nur Einzelheiten aus dem Krieg erfassen kann, ist es doch für das Gesamtverständnis von Bedeutung. Hier erlebt einer den Krieg am eigenen Leib, und mit offenen Augen verfolgt er das Geschehen in seiner Umgebung. Wir sehen mit dem Verfasser wie sich die Armee im Laufe des Krieges immer mehr wandelt. Wohl sind die einzelnen Menschen gleich geblieben, aber Werte, die bisher als unverrückbar galten, lösen sich auf, und damit verliert der Einzelne den Halt. Wie viel hat diese Erscheinung zur Niederlage beigetragen? Wir wissen es nicht; denn solche Einflüsse sind nicht meßbar. Sicher aber hat sie den Ausgang des Krieges ebenso mitbestimmt wie die taktischen und strategischen Fehler in der oberen Führung. Oder waren gar diese Fehler selbst weitgehend eine Folge dieser Auflösungserscheinung, die sich zuerst bei der Führung bemerkbar machte?

Ein anderes Buch mag uns helfen diese Frage zu beantworten. *Friedrich Hoßbach* hat den Ostfeldzug als Regimentskommandant mitgemacht³⁾. Seine Stellung und Ausbildung ließen ihn die größeren Zusammenhänge in bezug auf das eigene Leben erkennen; andererseits aber stand er doch nahe genug am einfachen

Frontsoldaten, um dessen Nöte mitzuerleben. Diese Zwischenstellung hat ihn — wie übrigens viele andere in der gleichen Stellung — immer wieder vor schwere Prüfungen gestellt. Es galt Entscheide, die am Kartentisch gefällt worden waren, mit den wahren Verhältnissen an der Front in Einklang zu bringen. Gleichsam als Puffer mußte er Fehlentscheide auffangen und verhindern, daß sie sich zum Schaden der ihm anvertrauten Leute auswirkten. Dies mag wohl eine erfüllbare Aufgabe sein, vor die jeder Führer einmal gestellt werden wird. Wenn sich dies aber in immer stärkerem Maße während Monaten und Jahren wiederholt, da muß einmal die menschliche Kraft versagen. Leute wie Hoßbach waren es, die der um sich greifenden Auflösung wehrten; ihnen ist es zuzuschreiben, daß die deutsche Armee nicht schon viel früher den riesigen Anstrengungen erlegen ist. Auch in diesem Buch wird es deutlich, wie es immer wieder der einzelne Mensch war, der durchhielt, als die Technik längst schon versagt hatte.

Neben diesen Büchern fällt das Buch von *Reinhart Stalman* leicht ab⁴⁾. Auch er versucht uns die Eindrücke des einfachen Frontsoldaten zu geben. Wir erleben die innere Wandlung, die der Einzelne durchmachte, von der Zeit der siegreichen Feldzüge bis zu den schweren Kämpfen der Niederlage. Manche Einzelschilderung ist gut getroffen, aber wenn wir das Buch weglegen, so bleibt der Eindruck zurück, der Verfasser sei mit den grundlegenden Fragen nicht so fertig geworden, wie wir es etwa bei Hohoff empfinden können.

Wieder von ganz anderer Art sind die letzten Briefe von Stalingrad⁵⁾. Diese 39 Briefe wurden mit vielen tausend anderen vom Oberkommando der Wehrmacht beschlagnahmt; man wollte sie statistisch auswerten, um so die Stimmung im Heere zu ermitteln. Diese Briefe der unbekanntesten Soldaten erreichten ihren Bestimmungsort nie. Mehr als eine Schilderung können sie uns Aufschluß geben über das menschliche Schicksal, das sich vor Stalingrad erfüllte. Nachdem alle äußeren Werte versagt hatten, mußte der Mensch mit sich allein fertig werden. Das gemeinsame Schicksal löste sich in eine Reihe von Einzelschicksalen auf. Jeder wurde damit auf seine eigene Art fertig. Demütiger Glaube, Auflehnung und Trotz und jugendliche Zuversicht treten uns entgegen.

Überhaupt konzentrieren sich die Schilderungen aus dem russischen Kriege immer wieder um das Geschehen bei Stalingrad. Wir sagten oben, daß ihnen allen ein abenteuerhafter Zug gemeinsam sei. Der Beginn des Feldzuges stand bei den meisten unter dem Gefühl einer drückenden Stimmung; diese mochte, sobald der Feldzug ins Rollen gekommen war, zuversichtlicher werden; doch allein im unendlichen russischen Raume stellte sich bei jedem immer wieder die Frage: wie lange? Was kommt nachher? So überschattete eine gewisse Angst alle von Anbeginn an. Und dann kam Stalingrad, wo für alle endgültig sichtbar wurde, daß sich das Schicksal erfüllt habe; von da an konnte es sich nur darum handeln, die unausweichliche Katastrophe hinauszuschieben. Dies mag auch der Grund sein, weshalb Stalingrad in der Literatur des Ostfeldzuges eine solch hervorragende Stellung einnimmt. Die beiden Bücher von *Günter Toepke* und *Herhudt von Rohden* geben uns einen guten Eindruck über das Mißverhältnis, das zwischen der Lage an der Front und der zuversichtlichen Beurteilung im OKW bestand⁶⁾. Die Streitfrage, ob die Luftwaffe die Armee nicht im nötigen Maße unterstützt habe, wird hier beantwortet. Alle Wehrmachtsteile haben sich bis zum letzten eingesetzt, um die Niederlage abzuwenden. Wenn da und dort falsche Hoffnungen heraufbeschworen wurden, so kam dies in erster Linie von der schön gefärbten Lagebeurteilung im

1) Colonel Léderrey: La défaite allemande à l'est. Librairie Payot, Lausanne 1951. 2) Curt Hohoff: Woyna, Woyna. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1951. 3) Friedrich Hoßbach: Infanterie im Ostfeldzug, 1941/42. Verlag Giebel und Oehlschlägel, Osterode 1951. 4) Reinhart Stalman: Staub. Limes-Verlag, Wiesbaden 1951. 5) Letzte Briefe aus Stalingrad. «Die Quadriga» Verlag, Frankfurt a. M. 1950. 6) Günter Toepke: Stalingrad, wie es wirklich war. Kogge-Verlag, Stade 1949, und H.-D. H. v. Rohden: Die Luftwaffe ringt um Stalingrad. Limes-Verlag, Wiesbaden 1950. 7) Friedrich Hoßbach: Schlacht um Ostpreußen. Otto Dickreiter Verlag, Überlingen 1951, und Joachim Schultz: Die letzten 30 Tage. Steingrüben-Verlag, Stuttgart.

OKW. Beide Bücher befassen sich weitgehend mit Nachschubfragen; die Niederlage ist ja auch in erster Linie auf ein Versagen des Nachschubes zurückzuführen. Nicht nur im Großen versagte der Nachschub, sondern auch in kleinen, aber entscheidenden Einzelheiten. Deutlich wird, wie wichtig es ist, daß Offiziere der rückwärtigen Dienste den Kontakt mit der Truppe nicht verlieren, denn sonst werden sie in Krisenlagen nicht die notwendige Beweglichkeit haben, um von der lang gewohnten Routine abzugehen.

Weil man im OKW die Niederlage nicht wahr haben wollte, mußte es schließlich zur Katastrophe kommen. Immer mehr mußte die oberste Führung zu unzusammenhängenden Improvisationen greifen; welche Verwirrung zum Schluß herrschte, zeigen die beiden Schriften von *Friedrich Hoßbach* und *Joachim Schulz*¹⁾. Diese beiden Bücher bilden eine wertvolle Dokumentation der letzten Kämpfe vor der Kapitulation. Man fragt sich immer wieder, wie es überhaupt möglich war, in der allgemeinen Konfusion noch so lange Widerstand zu leisten. Wir mögen daraus ableiten, daß überall, wo Kampfwille vorhanden ist, es einer überlegenen Armee nicht möglich sein wird, den schwächeren Gegner einfach zu überrennen.

Fritz Wille

Im Kampf um die echte Freiheit

Bemerkungen zu einem bekenntnishaften Buch

Rudolf Grob gehorcht der Verpflichtung, vor der überhandnehmenden Verstaatlichung zu warnen. Es erschreckt ihn als protestantischen Theologen, daß seine Kirche die verhängnisvolle Entwicklung fördert statt ihr Widerstand zu leisten. Als ein Schüler der Bibel sieht er in der Bereitschaft, sich als Glied einem alles umfassenden Staatswesen einzufügen, die Auswirkung einer Verblendung. Seine nüchterne Beurteilung der ernstesten Sachlage hält ihn aber nicht davon ab, tapfer zu kämpfen. Auch entdeckt sein suchender Blick Zeichen der Hoffnung. Das neue naturwissenschaftliche Weltbild erschüttert die theoretischen Voraussetzungen, auf denen die Befürworter des totalen Wohlfahrtsstaates fußen. Der Wunsch nach allgemeiner Verstaatlichung verliert in dem Maße an Anziehungskraft, als die Verwirklichung fortschreitet. Der christliche Glaube gewährleistet auch in Zeiten äußerer Unfreiheit eine innere und wesenhafte Unabhängigkeit. Christus allein schafft auch heute das Wunder wahrer freiheitlicher Gemeinschaft.

Rudolf Grob, der Mann christlicher Liebestätigkeit, hat sich lebenslang mit den Gedanken beschäftigt, die er uns vorlegt. Er ist befugt, daran zu erinnern, daß nur derjenige dem Nächsten wahrhaft helfen kann, der als Fremdling in der Zeit unberührt bleibt von den Schlagworten des Tages.

Georg Vischer

Sphären der Bücherwelt

Auch die neue Sammlung von Darstellungen und kritischen Betrachtungen zeigt *Max Rychner* lebendig verwurzelt im «reichen Bewußtsein unserer abendländischen Kultur», und dankbar für die Möglichkeit, während seiner Umschau so vieles aufs neue preisen und bewundern zu können*). «Bewundern» heißt der Titel des ersten Essays. Bewunderung, sie «trägt empor in eine selige Unbehaustheit, wo einem der Atem tiefer eindringt, das Herz pochender pocht». In solcher glücklichen Höhe, unbeeugt von Vorurteil oder Parteischranke, erahnt der Betrachtende, die lichten Gipfel überblickend, Zusammenhänge des Gestrig-Gegenwärtigen mit

¹⁾ *Rudolf Grob: Vom Geheimnis der christlichen Gestaltung, Grundriß einer christlichen Soziallehre. Verlag Johannes Staude, Kassel 1950.*

*) *Max Rychner: Sphären der Bücherwelt, Aufsätze zur Literatur. Manesse Verlag, Zürich 1952.*

dem Künftigen. So greift der zweite Vortrag: «Deutsche Weltliteratur» weit aus, zeigt, wie durch Zeiten und Länder Schöpfung und Renaissance einander bedingen, wie Neugeburt und Wiedergeburt, unter gleichen Zeichen. Sein literarisches Geschichtsbewußtsein stimmt den Verfasser zuversichtlich. Hat die deutsche Literatur, «dieses unermeßliche Wesen», den biologischen Tod erlitten? Er glaubt es nicht, denn in dem Wertesturm unserer Epoche ist das künstlerische Ethos der Form heil und ganz geblieben. Und wenn man sich heute auskultierend dem Wort, als letztem Element der Sprache, zukehrt (Joyce, Eliot, Christopher Fry, Benn) wie dem Atom, so geschieht dies, damit es neue Kräfte des Sinnes, der Erleuchtung, der Bezauberung freigebe. Wieder einmal war es nötig, den Irrtum zurückzuweisen: Kunst sei Natur. Max Rychner tut es im Hinblick auf den immer wiederkehrenden Manierismus, auf Shakespeares Sonette, die Barockdichter, Goethes Divan. Die Selbstreflexion der Kunst ist kein Anzeichen des Verfalls.

Dein Name steht zu jeder Frist
 Statt eines heiligen Symboles
 Auf Allem, was mein eigen ist,
 Weil du mir Stern des Dichterpoles,
 Weil du mir Schacht des Lebens bist.

Diese Verse, mit denen Platen 1821 seine Gaselen an Goethe sandte, könnten wohl auch für Max Rychners Verhältnis zu Goethe Geltung haben. Wie in seinen frühern Essays, solchen mehr allgemeiner Thematik und in Spezialuntersuchungen wie «Zu Goethes Altersprosa» (Welt im Wort, 1949), ist auch im vorliegenden Bande die Substanz Goethe das still-bewegt Ruhende, auf das wir nie ungelohnt hinblicken werden. Die Besprechung eines Buches «Goethe über die Deutschen» gibt hier freilich Anlaß, den rastlos Tätigen, Nimmermüden in den Vordergrund zu stellen. «Goethe und Sulpiz Boisserée» zeichnet des jungen Boisserée Wesen vorzüglich, wie aus innerstem Anteil, und zeigt Seiten Goethes, die wir selten zu sehen bekommen. (Sei es erlaubt, auch der Vorrede und Erläuterungen zum «Divan» zu gedenken, den Rychner 1951 in der Manesse-Bibliothek herausgegeben hat.)

Carl Helbling, der Herausgeber der vom Kanton Zürich geförderten Sämtlichen Werke *Gottfried Kellers*, hatte diesen nun den ersten der zu erwartenden vier Brief-Bände folgen lassen. Beide Briefpartner kommen jeweilen darin zu Wort. Als die reifsten erscheinen die Briefe an Hettner «aus der drangvollen Berliner Zeit». Die fünf Berliner Jahre waren für Keller aber auch «ein Glücksfall sondergleichen». Hettner war sein anregender Freund. Noch lebte *Alexander von Humboldt*; *Jacob Grimm* und *Ranke* wirkten; bei *Bettina* und *Varnhagen* verkehrten Menschen aller Schichten. Die Arbeit, die Keller an sich vollzog, ist ganz ungewöhnlich und eben aus den Briefen von Hettner zu ermessen. «Wenige sind gewillt, dasselbe auf sich zu nehmen wie er: eine als schöpferisches Wesen erfahrene, verstandene Kenntnis der europäischen Literatur, die Anerkennung einer höchsten Bindung der Geister durch die Jahrtausende . . .». «Der als Musterdemokrat seinerzeit heilig Gesprochene wurde im Geistigen zum Aristokraten, der auf Unterscheidung von Rang, Wesen und Form bestand.» — Wenn «Berlin 1930» (Welt im Wort) den Geist einer Stadt in seiner wiedererlangten Fülle darstellt, so vermittelt «Gespräch in Paris 1947» das Bild einer nicht mehr allzu selbstsichern französischen Hauptstadt, die ihren Zustand durch den Mund eines ihrer kultivierten Bürger ausspricht. Mit leichter Hand streut der Verfasser höchst aufschlußreiche geschichtliche Tatsachen in die nicht gewichtig hing gesprochenen Reden der beiden Freunde ein. Weitere Gelegenheit zur Vergewenwärtigung französischer Geistesart gab die Besprechung «Der Briefwechsel Claudel-Gide». Gide, der Auf-, doch nie Abgeschlossene, stets zum Überlauf bereite, litt zwischen dem bäuerlich konservativen Katholiken Claudel, der ihn für seine Kirche gewinnen wollte, und dem blendenden, voltairistischen, im Grund nihilistischen Geist *Valéry's*. Aber er behauptete sich gegen beide. Suchte man in der Vergangenheit einen Ahnen für Claudel, dann wäre es *Bossuet*, der Gides hingegen *Montaigne*. Wenn Max Rychner von Franzosen spricht, hat er etwas Abwartendes, etwas von der Zurückhaltung eines höflichen Gastes. Anders wo er, gleichsam auf eigenem Boden,

über Erscheinungen des deutschen Schrifttums sich ausläßt. Da wird er nicht selten zum Mahner, Kritiker, Warner, das aus nächstem Verstehen heraus. Er schildert *Klaus Mann* und damit einen Typus des Intellektuellen, «Kinder einer entfesselten Zeit», die nichts vor sich sahen als rettungslose Wirrnis. «Es sah in Europa indessen fast immer so aus, und jedes Zeitalter brachte auch die ihm gemäße Untergangsprophetie...». Die «Bewegung», die 1918—1932 in Deutschland sich als «Die konservative Revolution» gebärdete, bekommt zu hören: «Aus dem Negativen lassen sich diese aktivistischen Literaten bestimmen als Deutsche, für welche Goethe nie gelebt hat». «Ein Problem für die Heutigen wäre: Ausbildung eines konservativen Denkens, das zum *Revolutionären* wie zum *Reaktionären* im gleichen Gegensatz stünde: Weiterbildung des Bestehenden unter prinzipieller Festhaltung des historisch Bewährten.»

Unter Anerkennung seiner Begabung analysiert der Verfasser in «Ernst Jünger», vor allem dessen Werke «Strahlungen», «Das Haus der Briefe», «Fahrt nach Godenholm». Trefflich wird die «Haltung» dieses Schriftstellers (wo es im Grund doch so viel nicht zu halten gab) mit den Sätzen umschrieben: «Die Formen scheinen auf bedeutsam Ausgespartes zu verweisen und dadurch über eine Fülle, die sie sich fernhalten, dennoch zu verfügen...». 1945 wendet sich der vorher im Kollektiven denkende Autor dem Einzelmenschen — vorzugsweise sich selbst zu. «Er wird, in tieferen Seelenlagen pirschend, mehr und mehr zu seinem eigenen Jünger. Dieser Verfassung möchte Max Rychner mahnend gegenüberhalten, daß er — Jünger — doch das Zeug dazu hätte «eine glanzvolle Biographie des Prinzen Eugen oder Gneisenaus zu schreiben». «Fahrt nach Godenholm» ist eine — freilich todernst vorgeführte — pseudo-esoterische Spielerei, die denn auch, wiewohl nur andeutend, vom Kritiker mit feinem Spott als solche bezeichnet wird. — Nur noch nennen können wir: die Würdigungen *Hofmannsthals*, auf Grund seiner Prosa I und II, *Hesses* (Briefe), *Keyserlings*, von *E. R. Curtius* (Essays); die Einführung in *Fontanes* Roman «Unwiederbringlich», die Rede auf *R. A. Schröder*.

Wir haben Zeugnisse dafür, daß Max Rychners Literarische Aufsätze heute nicht von den Schlechtesten in Deutschland als ersehnte Orientierung aufgenommen werden. Möchten aber auch bei uns diese Ergebnisse jahrzehntelangen Forschens, Prüfens, Sichtens, Spürens sich nicht nur in kleinem Maße fruchtbar auswirken.

Siegfried Lang

Der große Brockhaus

Die erste Auflage des *Brockhaus* erschien Anfang des 19. Jahrhunderts. «Es war zur Michaelis-Messe 1808 in Leipzig», schreibt *Hans Brockhaus* in seiner interessanten und lesenswerten Schrift «Aus der Werkstatt eines Großen Lexikons» (Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1953), «daß der 36jährige Dortmunder Friedrich Arnold Brockhaus — erst seit drei Jahren Buchhändler — ein steckengebliebenes Konversationslexikon aufkaufte, das durch viele Hände gegangen und nicht vollendet worden war. Brockhaus' Verdienst besteht darin, daß er in dem mißlungenen Unternehmen den Stoff zu einem *wahren Volksbuch* erkannte, und daß er es durch seine Geschicklichkeit auch wirklich dazu machte.»

Erst die 15. Auflage des Brockhaus'schen Konversationslexikons kam unter dem Titel *Der Große Brockhaus* 1928—1935 in Leipzig in zwanzig Bänden und einem Ergänzungsband heraus. Die 16. Auflage bedeutet gegenüber der 15. Auflage einen entschiedenen Fortschritt. Die 15. Auflage enthielt zum Beispiel keinen einzigen Holzschnitt und keine Chromolithographie. Die 16. Auflage wird 12 Bände umfassen mit rund 145 000 Stichwörtern auf 9300 zweiseitig bedruckten Seiten, über 30 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 800 Tafelseiten, davon 140 in Mehrfarbendruck, ferner nahezu 100 Kartenseiten zum Teil in Neun- und Vierfarbendruck und einem neuartigen Modell des menschlichen Körpers. Der erste Band erschien im November 1952 und der zweite planmäßig im Mai 1953. Die weiteren Bände folgen in Abständen von etwa fünf Monaten. Die DM-Preise der folgenden Bände werden dieselben sein wie für Band I. und II., es sei denn, daß eine wesentliche Änderung der Wirtschaftsverhältnisse dies dem

Verlag untragbar macht. Den Subskribenten wird die jetzt gültige prozentuale Preisermäßigung auf jeden Fall für alle 12 Bände gewährleistet.

Ich habe durch viele Stichproben festgestellt, daß die ersten zwei Bände den Benutzer nicht enttäuschen und auf alle Fragen, die ein Nachschlagewerk beantworten muß, zuverlässige Auskunft geben. Ob es sich um Afrika, Ägypten, Asien, Australien, Bayern oder China handelt, immer findet man, daß die betreffenden Schilderungen in den beiden Bänden aus wohlunterrichteten Quellen stammen. Ganz besonders muß die strenge Sachlichkeit in der Behandlung der verschiedenartigen Materie hervorgehoben werden. Dem Leser tritt nirgends eine tendenziöse Färbung in der Darlegung verschiedener Auffassungen entgegen. Es wird überall, wie z. B. in den Artikeln über den Buddha und den Buddhismus, großer Wert auf Tatsachen gelegt.

Dem gebildeten Laien ersetzen die beiden Bände des «Großen Brockhaus» Dutzende von Büchern über eine Reihe von Gegenständen; aber auch der Fachmann kann daraus manche Anregungen entnehmen und wird für die Kenntnisse, die ihm über die ihm fremden Gebiete vermittelt werden, aufrichtig dankbar sein. Es gibt nämlich keinen anderen leichteren Weg, sich rasch und in gedrängter Kürze über verschiedene Fragen zu orientieren. In den beiden Bänden findet man in knappen und sehr klaren und anschaulichen Formulierungen alles Wissenswerte über Abstammungslehre, Aktiengesellschaften, Anthropologie, Arbeiterbewegung, Atomfragen, Bakterien, Banken, Baugenossenschaften, Baukunst, Beleuchtungstechnik, Blutkreislauf, Bodenkunde, Chemie, Christentum und chinesische Literatur und Philosophie.

Daß die Bundesrepublik Deutschland in dem zweiten Band nicht mit ein paar Worten abgetan werden konnte, sondern eine ausführliche Darstellung erfährt, versteht sich von selbst in einem deutschen Konversationslexikon, aber *Der Große Brockhaus* läßt in den beiden ersten Bänden auch den anderen Ländern, die hier in Betracht kommen, Gerechtigkeit widerfahren.

Der grüne Einband in Ganzleinen mit «*Der Große Brockhaus*» in goldenen Lettern auf dem Rücken ist sehr ansprechend, die Farbtafeln ganz ausgezeichnet und das Karten- und statistische Material nebst Bildwiedergaben wirklich hervorragend¹⁾.

Tarachand Roy

Bücher über Malerei

Kunst ist so sehr ein allgemein menschliches Anliegen, daß die Grenzen zwischen exklusiver Wissenschaft und auch dem Laien zugänglichen Publikationen fließend sein müssen. So legt *Lionello Venturi*, als Gelehrter von internationalem Rang, ein von dem Wiener Kunsthistoriker *Otto Bensch* eingeleitetes und übersetztes Werk vor, das unter dem Titel *Malerei und Maler* (Ullstein Verlag, Wien) sich in voraussetzungslosester Weise an eine Allgemeinheit richtet. Indessen geschieht dies in alles anderer als oberflächlicher Weise, nicht nur auf Grund einer Summe eingehender Kenntnisse, sondern aus einer spontanen Liebe zum Kunstwerk, wie sie heute gerade unter den Fachgelehrten nicht unbedingt selbstverständlich ist. Aus einer Fülle von Bildern, die vom Mittelalter bis zu den abstrakten Richtungen der Gegenwart reichen, werden Standpunkte und Grundsätze entwickelt, die, fern von jeder schablonenhaften Ästhetik, den Weg zu echtem Kunstverständnis öffnen können. Denn Venturi sucht der eigenen Schönheit einer jeden Zeit und eines jeden Meisters gerecht zu werden; er sucht in die Formensprache der verschiedenen Stile einzudringen und den einzelnen Künstler aus seinen Absichten heraus zu würdigen. Nicht intellektuelles Verstehen des einzelnen Bildthemas oder auch der Technik, und ebensowenig der Grad von Naturähnlichkeit bilden den Maßstab für die künstlerische Wertung, sondern die Kraft der inneren Imagination, mit welcher der Maler den seelischen Gehalt seines Themas zur Anschauung zu bringen vermag. Dabei muß das Werk ebenso sehr als etwas einmaliges gestaltet wie zugleich dem Universum verbunden sein.

¹⁾ Der Große Brockhaus, Band I. und II. Sechzehnte, völlig neubearbeitete Auflage. Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1952 u. 1953.

Gleich den schaffenden Künstlern sucht auch die deutsche Kunstliteratur den durch das Dritte Reich verhinderten Anschluß an die europäische Entwicklung der Gegenwart nachzuholen. Wenn dieses so notwendige Bemühen sich im einzelnen bisweilen übertrieben und einseitig auswirkt, so unterscheidet sich von solchem Extremismus wohltuend die *Geschichte der modernen Malerei* (Fretz & Wasmuth-Verlag, Zürich), das von *Paul Ferdinand Schmidt*, der trotz schwerer äußerer Behinderungen und daraus folgenden einzelnen Ungenauigkeiten — die Vorarbeiten wurden durch den Krieg vernichtet, und auch später waren viele Originale für den Verfasser noch unzugänglich — einen gründlichen Überblick mit einem alles andere als einseitigen Urteil verbindet. In einem ersten Teil wird die zum Impressionismus führende Entwicklung des malerischen Realismus während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargelegt. Nach ihren noch im 19. Jahrhundert wurzelnden Bahnbrechern: Cézanne, Van Gogh, Munch, Hodler u. a. wird die Malerei des 20. Jahrhunderts in ihrer ganzen verwirrenden Vielfalt ausgebreitet und in ihren oft sich so widersprechenden Absichten erklärt. Das Buch würdigt den Anteil der einzelnen Nationen, nicht zuletzt auch der Schweiz, und geht in handbuchartiger Vollständigkeit auf eine Vielzahl von Meistern ein. Obwohl der deutschen Kunst der größte Raum gegeben wird, herrscht ein höchst achtbares Streben nach objektiver Wertung und einer nicht nur formalen, sondern auch weltanschaulichen Erklärung. Im Unterschied zu Hans Sedlmayr, der in seinem Buch «Verlust der Mitte» in der Entwicklung der modernen Kunst nur die Symptome einer einzigen großen Krankheitsgeschichte sieht, deutet Schmidt die Kunst unserer Zeit als «heldenmütigen Widerstand des Geistes gegen die zerstörenden Kräfte des Chaos». «Die Kunst wehrt sich auf ihre Art gegen die Selbstauflösung; sie kämpft gegen das Chaos, indem sie es in bildhafter Form abspiegelt und durch Aussage unschädlich macht, — eine Art psychoanalytischer Reaktion gegen die Gefahr des Nichts.» Wohl kann man demgegenüber, angesichts gewisser Richtungen der modernen Malerei, sich fragen, ob die Darstellung des Chaos tatsächlich schon dessen Überwindung bedeute, oder ob nicht an Stelle der nackten Aussage einer geistigen Wirklichkeit diese zudem durch das Kunstwerk verwandelt werden muß, im Sinne einer Harmonisierung, ohne daß freilich dadurch die Abgründe statt überbrückt mit billigen Kulissen einfach nur geleugnet würden. — Auf jeden Fall handelt es sich um ein Buch, das in seiner mutigen Überzeugung grundehrlich und von allem heute blühenden Kunstsnobismus frei ist. Wohl kann man über einzelne Akzentuierungen und Gesichtspunkte verschiedener Meinung sein, wie dies bei dem geringen Abstand gegenüber der besprochenen Kunst gar nicht anders möglich ist; aber durch den Mut, die Kunst der Gegenwart trotz allem Wissen um ihren Zwiespalt, ja um ihre Abgründe, zu bejahen und zugleich im Grunde dem Ideal des Humanismus treu zu bleiben, darf dieses Buch mit Abstand als die beste Gesamtwürdigung der modernen Malerei bezeichnet werden.

Innerhalb der *Atlantis Kunstbände* zeigt die Neuausgabe der *Französischen Malerei* einen völlig umgestalteten und in vielem verbesserten Bilderteil. Der einleitende Text von *Gotthard Jedlicka* ist zum Glück unverändert geblieben, und es lohnt sich, ihn an dieser Stelle nochmals zu würdigen: Wir erleben hier nämlich mehr als nur einen Entwicklungsabriß; vielmehr handelt es sich um eine gedrängte Geschichte der französischen Malerei vom 15. bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts, die in ihrer Dichte und Vielschichtigkeit, bei aller allgemeinverständlichen Klarheit, doch in bester Weise ihre hohen Ansprüche stellt. Wenn Jedlicka die durchgehenden Züge der französischen Malerei, ihre Höhepunkte und die geradezu dialektischen Spannungen ihrer Entwicklung herausarbeitet, so geschieht dies ohne jeden Schematismus. Ein Hauptanliegen bleibt die gerechte Würdigung des einzelnen Künstlers. So sehr darauf hingewiesen wird, wie in jedem einzelnen Werk das Erbe einer großen Vergangenheit wie auch die Keime einer reichen Zukunft enthalten sind, so eindringlich wird zugleich das Einmalige im Wesen jedes Malers hervorgehoben. Auf diese Weise entstehen Künstlerphysiognomien von höchst komplexem Reichtum, und zwar am stärksten im 19. Jahrhundert, das dem Verfasser die unmittelbarsten Begegnungen mit Werken und Menschen ermöglichte. Aber auch der gebundeneren Wesensart früherer Epochen wird der Text durch die sichere Differenzierung des Urteils in hohem Maße gerecht, und zugleich erschließt sich dem Leser eine beglückende Fülle von Werten.

Als «biographie romancée» wird von *Marie Louise Kaschnitz* die Gestalt von *Gustave Courbet* mit fesselnder Einführung beschrieben, und zwar in jenem menschlichen Zwielficht, das den trotz allem großen Maler umgibt, so durch seine Eitelkeit und seine Begierden, die ihn dazu trieben, in Paris zur Zeit von Louis Philippe wie von Napoleon III. und unter der Commune eine bravouröse Rolle zu spielen. Das Buch zeigt aber auch, wie aus der natürlichen Sinnesfreude, zusammen mit dem Naturerlebnis seiner Heimat, jenes Genie erwuchs, das Courbet zum Überwinder der Romantik und zum Bahnbrecher des Realismus machte. (Woldemar Klein Verlag, Baden-Baden.)

Einem lebenden Künstler gilt die Mappe mit Blumenaquarellen von *Oskar Kokoschka*, um deren gute Reproduktionen sich der Rascher Verlag in Zürich verdient gemacht hat. In ihrer Einführung enthüllt *Doris Wild* ein sehr intimes, gleichsam aus nächster Distanz gesehenes Lebensbild, das durch seine turbulenten Wechsel für unser Jahrhundert bezeichnend ist und in Kokoschkas Bildern seinen leidenschaftlichen Ausdruck findet.

Ebenfalls der Gegenwart entstammt die im Rascher Verlag erschienene Bilderfolge, in welcher unter dem Titel *Christ ist geboren* der Toggenburger Maler *Willy Fries* das Weihnachtsgeschehen zu illustrieren sucht. In diesen buntfarbigen Bildern offenbart sich in bedrückender und beschämender Weise die ganze Problematik, unter der die religiöse Kunst unserer Zeit leidet: Warum glaubt diese Kunst sich heute nur in Extremen kundtun zu können, sei es in süßlicher Sentimentalität, in unecht wirkender Kindlichkeit oder in Übersteigerungen des Gefühls, die ans Psychopathische rühren? Gewiß ist in dieser Bilderfolge das Streben nach Vergegenwärtigung des zeitlosen Geschehens, so durch die zerbombten Städte der Nachkriegszeit im Hintergrund, anzuerkennen. Wenn dann aber im Bilde des bethlehemitischen Kindermordes die Uniformen der Soldaten an unsere Schweizer Milizen erinnern, so ist dies eine Entgleisung, die bei einem Schweizer Künstler mit nichts entschuldigt werden kann. Aber auch angesichts der übrigen Szenen muß man zu tiefst bedauern, daß unsere Zeit fromme Inbrunst nicht mehr mit dem Maß und dem Takt früherer Epochen zu gestalten vermag.

In der Sammlung von zehn Monographien zur *Schweizer Kunst* ist im Verlag Birkhäuser, Basel, von *Paul Leonhard Ganz* *Die Malerei des Mittelalters und des XVI. Jahrhunderts* erschienen. In seinem mit gründlicher Sachkenntnis bearbeiteten und ausgezeichnet bebilderten Band war der Verfasser durch den Gesamtplan dieser Monographien in manchem behindert. So mußten die gerade für das schweizerische Mittelalter so wichtigen Gebiete der Buch- und Glasmalerei, im Hinblick auf einen eigenen Band, weggelassen werden, und andererseits wurde der Arbeit mit dem Jahre 1600 eine wenig überzeugende Grenze gesetzt, welche die mitten im Fluß sich befindende Entwicklung von der Renaissance zum Barock durchschneidet. Trotz solchen Einschränkungen und einer für die Begrenztheit des Gebietes vielleicht zu großangelegten geistesgeschichtlichen Systematik ist der weitverzweigte Bestand an Fresken und später, seit dem 15. Jahrhundert, auch an Tafelbildern, sehr anschaulich dargestellt und in seinen kunstgeschichtlichen Zusammenhängen charakterisiert. Man bedauert es höchstens, daß der beschränkte Raum keine eingehendere Behandlung jener Künstlerpersönlichkeiten zuließ, in denen auch das schweizerische 16. Jahrhundert an der Blüte der europäischen Renaissance teilnimmt.

In dem *Rembrandt* gewidmeten Bändchen der Scherz-Kunstbücher gibt der bekannte deutsche Kunstschriftsteller *Wilhelm Hausenstein* ein Bild des Meisters, das trotz aller Konzentration ungemein fließend und spannend geschrieben ist. Leben und Werk werden auf das innigste aufeinander bezogen, und es wird sehr eindringlich aufgezeigt, wie bei Rembrandt gerade menschlich, allzu menschliches in der Kunst seine Läuterung findet. In diesem Sinne wird das Schaffen Rembrandts namentlich in seiner späteren Zeit als ergreifender Akt der Wandlung gedeutet. Dabei erscheint die äußere Wendung, die das Leben des Meisters nach den großen Publikumerfolgen durch eine Reihe von Schicksalsschlägen erfuhr, als wesentlicher Anstoß zu jener letzten inneren Reife, die Hausenstein aus der überlegenen Sicht des eigenen Alters heraus zu würdigen vermag. — Zu bedauern an diesem Bändchen ist höchstens, daß ein Teil der Bildwiedergaben nicht ganz den Ansprüchen des Textes genügt.

Richard Zürcher